

**Festvortrag zum 50jährigen Bestehen des Katholischen Berufsverbandes
für Pflegeberufe e.V. am 28. März 2009 in Mainz**

**Vom Erkennen und Verändern der Wirklichkeit –
Was Wissenschaft und Politik in der Pflege zusammenführt**

Univ.-Prof. Dr. phil. Frank Weidner¹

Sehr geehrte Frau Bundesvorsitzende Pöhlmann,
sehr geehrte Ministerin Dreyer,
sehr geehrter Herr Weihbischof Georgens,
meine sehr geehrten Damen und Herren,
sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen,

es ist mir eine große Freude, dem Katholischen Berufsverband für Pflegeberufe heute zum 50. Geburtstag von dieser Stelle aus meine herzlichen Glückwünsche auszusprechen. Ich weiß ungefähr, wie man sich fühlt, wenn man 50 Jahre alt wird. Ich bereite mich innerlich langsam darauf vor! Dieser Grund dürfte aber wohl nicht ausreichen, heute hier einen Beitrag leisten zu dürfen. Als Anna Maria Luger mich gefragt hat, ob ich diese Festrede halten wolle, habe ich nicht gezögert. Einerseits ist mir dieser Anlass wichtig, andererseits sind Festreden für mich immer eine gute Gelegenheit, etwas weniger fachlich zu reden und dafür etwas mehr über den Tellerrand zu schauen und dabei laut nachzudenken.

„Vom Erkennen und Verändern der Wirklichkeit“. Im Grunde zwingt mich Ihnen wieder einmal mein Lieblingsthema auf: Ich warne Sie aber: es ist ein sehr komplexer Stoff, mit dem wir nie wirklich fertig werden! Wenn wir uns darauf einigen können, kann ich jetzt mit dem Vortrag anfangen. Eine kleine Vorschau: Wir werden von Netzwerken verschiedener Art hören, von Visionen aber auch von Meteorologen, von Immanuel Kant, von der Leistungs- und Individualisierungsgesellschaft, vom Kosmos der Pflege, von Sisyphus, von Martha Hülchschnieder, vom Kampf mit harten Bandagen, von Jostein Gaarder, vom beseelten Menschen und natürlich vom Katholischen Berufsverband.

¹ Prof. Dr. Frank Weidner, Krankenpfleger, Gründungsdirektor und Vorsitzender des Deutschen Instituts für angewandte Pflegeforschung e.V. (dip) in Köln, Gründungsdekan der Pflegewissenschaftlichen Fakultät der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar (PTHV), Prorektor.

Ich möchte aber zunächst aus eigener Erfahrung sprechen. Denn als wir vor rund zwölf Jahren in Köln in einem kleinen Kreise von FH-Professoren des Fachbereichs Gesundheitswesen an der Katholischen Fachhochschule über die Herausforderungen der Pflegewissenschaft gesprochen haben, ist uns damals schnell aufgegangen, dass es dringend weiterer Infrastrukturen für die Pflegeforschung bedarf genauso wie an weiterführenden Angeboten zur Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses für die Pflege. Und es war uns klar, dass man solch einen Masterplan „Professionalisierung der Pflege“ nicht alleine auf die Beine stellen kann, sondern Netzwerke dazu braucht. Es wird sie nicht überraschen, dass damals schon der Katholische Berufsverband neben anderen Verbänden wie dem Deutschen Caritas-Verband und dem Katholischen Krankenhausverband Deutschlands mit am Tisch saßen und das ganze Vorhaben von Beginn an uneingeschränkt unterstützt und auch mitgetragen haben.

Aus dieser Initiative ist zunächst im Jahre 2000 das Deutsche Institut für angewandte Pflegeforschung e.V. hervorgegangen, das bis heute an die 60 Projekte im Gesamtvolumen von mehr als 5 Mio. Euro bearbeitet hat und nun rund 20 Mitarbeiter/innen beschäftigt. Und – Sie alle wissen es – im Jahre 2006 ist dann die Pflegewissenschaftliche Fakultät der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar – hier in Rheinland-Pfalz - aus den vorhandenen Netzwerken heraus ebenfalls ins Leben gerufen worden. Anfang dieser Woche haben wir insgesamt 40 Doktorandinnen und Doktoranden der Pflegewissenschaft in Vallendar begrüßt! Da ist also eine mittlerweile beachtliche Plattform entstanden mit vier Fachhochschulen, vier Verbänden, einem Forschungsinstitut und einer Universität, alles an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Pflege. Das wäre ohne eine gehörige Portion Politik gar nicht möglich gewesen, da ist eine gehörige Portion Politik dabei gewesen!

Natürlich war das Zusammenrücken auch nötig, da das durchaus nicht ganz einfache Elternpaar Vater Staat und Mutter Kirche immer wieder neue Anforderungen gestellt hat. Aber, ich möchte mich nicht beklagen. Die Anforderungen, die an uns gestellt worden sind, haben uns immer gut vorbereitet auf die nächsten Schritte, die wir gehen mussten und dann auch gehen konnten. Und wir haben uns schlussendlich immer getragen gefühlt von den entscheidenden Instanzen. Ich sage immer, das zeigt zweierlei: Erstens, wir haben in den vergangenen Jahren nicht alles falsch gemacht und zweitens, diese Entwicklungen weisen auf den großen Bedarf an Forschung und Innovation im Pflegebereich hin! Außerdem, und das füge ich heute besonders gerne an, zeigt das auch, dass man nur gemeinsam so weit kommen kann und konnte und dafür bin ich ganz besonders – auch dem Katholischen Berufsverband – von Herzen dankbar.

Der irische Schriftsteller Jonathan Swift hat einmal gesagt, „Vision ist die Kunst, Unsichtbares zu sehen“. Dies ist eine wichtige Voraussetzung dafür, die Welt im Kleinen wie im Großen zu verändern und zu gestalten. Insbesondere auch dann, wenn man etwas Neues schaffen will. Wobei wir alle wissen, dass sich Wissenschaft und Politik bereits schwer genug damit tun, das Sichtbare zu sehen. Wir nähern uns also dem eigentlichen Thema weiter an: Vor dem Hintergrund unserer eigenen Erfahrungen, aber auch aufgrund der Kenntnisse aus der Geschichte etwa der Philosophie und der gesellschaftlichen Entwicklungen heraus geht es mir heute um einige Bemerkungen über den Grundauftrag und die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen wissenschaftlich fundierten Erkennens. Mir geht es darüber hinaus um die Fragen der Gestaltung und Veränderung der Wirklichkeit insbesondere mit Unterstützung der Berufspolitik und dies alles natürlich eng bezogen auf den Kosmos der Pflege.

Über diese thematische Zusammenstellung bzw. die einzelnen Bestandteile davon, haben bereits hunderte von klugen Menschen dicke Bücher und Abhandlungen verfasst, was entweder bedeuten würde, dass ich den mir vorgegebenen zeitlichen Rahmen deutlich – sagen wir um Tage – überschreiten müsste, oder mich doch sehr beschränken muss auf einige wenige zentrale Aussagen dazu. Sie sehen es mir nach, dass ich mich für den letzteren Weg entschieden habe und damit auch versuchen werde, im vorgegebenen Zeitrahmen zu bleiben.

Der erste Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen soll aber nicht die Wissenschaft sein oder die Politik. Das wäre auch schon unklug, denn es würden sich schnell Selbstbezüglichkeiten einschleichen. In der Wissenschaft lehren wir: Der Gegenstand bestimme die Methode, das Thema braucht passende Verfahren, um es zu bearbeiten. So soll es auch heute hier sein, d.h. unser gemeinsamer Gegenstand ist die Pflege. Hier kann ich nahtlos an die Aussagen von Gesundheitsministerin Malu Dreyer anknüpfen und kann mir und Ihnen Wiederholungen ersparen. Dennoch: Im Kern des Gedankens geht es um die Pflegebedürftigkeit als persönliche, familiäre, soziale und gesellschaftliche Herausforderung. Es geht tatsächlich darum, dieses vieldimensionale Thema in all seinen Ursachen und Auswirkungen überhaupt erst einmal zu verstehen, und daraufhin Lösungen für betroffene Menschen und Familien, aber auch alle anderen Akteure, die involviert sind oder sein sollten anzubieten. Die besondere Herausforderung besteht darin, dies alles innerhalb höchst komplexer Strukturen und Prozesse, die obendrein noch einer steten Dynamik unterworfen sind (Stichwort Demografischer Wandel) zu tun. Und dabei dürfen schlussendlich die tiefer liegenden, psychologischen und kulturellen Aspekte, die mit der individuellen aber auch gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Pflegebedürftigkeit, Krankheit und Behinderung etc. gewachsen sind, nicht unterschätzt werden.

In einer Leistungs- und Individualisierungsgesellschaft ist es besonders schwierig den Verlust von Selbstständigkeit durch Pflegebedürftigkeit ins kollektive und manches Mal noch schwerer ins individuelle Bewusstsein zu bringen.

Wir haben es mit komplizierten Strukturen und Prozessen zu tun und deshalb spreche ich auch vom „Kosmos der Pflege“ und deshalb ist auch nicht zu erwarten, dass es einfache Erklärungen und Lösungen zu den aufgeworfenen Fragen und Problemen gibt. Aus diesem Grunde werde ich aber auch nicht müde darauf hinzuweisen, dass wir mehr Wissen müssen über diesen Kosmos Pflege und noch mehr Kraftanstrengungen erbringen müssen, um die Herausforderungen zu meistern. In einer Studie die zum Auftakt der Initiative Gesundheitswirtschaft hier in Rheinland-Pfalz die Situation der Gesundheitswirtschaft untersucht hat (Institut für Mittelstandsökonomie, INMIT, Trier), ist deutlich geworden, dass die Pflege zwar ein großer Wachstumsmarkt ist, aber bei der Bruttowertschöpfung hinter den anderen Teilmärkten (Ärzte, Medizintechnik, Pharmaindustrie etc.) deutlich zurückfällt und in Sachen Innovationsleistung ganz hinten liegt. Und damit stellt das Land hier keine Ausnahme dar, im Gegenteil, ich vermute, dass das in anderen Ländern im Einzelnen noch negativer ausfällt.

Wundern wir uns also nicht darüber, dass uns dieses Thema weiter beschäftigen wird und es manchmal den Eindruck einer Sisyphus-Arbeit hat. In meiner Festrede zum 10jährigen Bestehen des Deutschen Pflegerates im Juni letzten Jahres habe ich ja ausführlich über die Beharrlichkeit als eine unverzichtbare Grundlage für die Berufspolitik und die Wissenschaft gesprochen.

Was hat es nun mit der Wissenschaft in diesem Zusammenhang auf sich? Tatsächlich geht es Wissenschaftlern heute ganz allgemein, neben dem Gewinn an Reputation und einem erfolgreichen konkurrierenden Einwerben von Drittmitteln, im Wesentlichen weiterhin um das Erkennen von Wirklichkeit! Ich beschränke mich auf den Begriff der Wirklichkeit und lass aus gut nachvollziehbaren Gründen den Begriff der „Wahrheit“ außen vor. Dazu unternehmen die Wissenschaftler allerhand methodische Versuche, die verschiedenen Ausschnitte von Wirklichkeiten, mit denen sie sich beschäftigen, zunächst einmal zu erfassen und möglichst präzise zu beschreiben.

Niklas Luhmann, dem großen Systemtheoretiker, wird zugeschrieben, gesagt zu haben, ihm sei es nicht um die Verbesserung der Wirklichkeit gegangen, sondern immer nur um die Verbesserung der Beschreibung der Wirklichkeit. Wenn er es wirklich so gesagt haben sollte, hat er es sicherlich nicht ganz so gemeint, dennoch, es steckt einiges in dieser Aussage, das ihm wichtig gewesen sein dürfte. Erstens verweist er damit auf die Deskription, also die Beschreibung, als wesentliche Grundlage wissenschaftlichen Arbeitens, um das Wirrwarr sozialer und naturgesetzlicher Wirklichkeiten überhaupt

erst einmal in den Griff zu bekommen, gleichsam kristallisierte Bilder der Rekonstruktion von Wirklichkeit herzustellen oder um es moderner zu formulieren: eine extreme Zeitlupenaufnahme zu machen.

Stellen Sie sich ein Übergabegespräch in einem Wohnbereich von der Früh- zur Spätschicht vor. Insgesamt nehmen sieben Personen teil. Um zu verstehen, wer warum was zu wem sagt oder schweigt und um zu begreifen, welche komplexen Informationen da fließen, welche Botschaften gesendet oder unterdrückt werden und wie Kulturen oder Subkulturen sich in diesen 20 Minuten ergänzen oder stören, und ob das etwas damit zu tun haben kann, dass beispielsweise das Risiko, dass die Bewohnerin – nennen wir sie Martha Hülchsnieder - in der nächsten Woche stürzen wird oder nicht, sich vergrößert oder verringert, dazu muss man schon sehr sehr genau hinschauen, beobachten, dokumentieren, beschreiben und auswerten. Dazu bedarf es einer *zeitlupigen* und recht systematischen Untersuchung.

Zweitens stecken in dieser Luhmann zugeschriebenen Aussage natürlich auch die gesamten Fragen der ethischen Verantwortung von Wissenschaft für das, was sie tut, erfindet, untersucht und herausfindet. Kann es sich Wissenschaft heute noch erlauben, sich aus dieser Verantwortung zu stehlen und sich nur um die Verbesserung der Beschreibung der Wirklichkeit zu kümmern? Die Antwort lautet: Nein, natürlich nicht und es wäre besser gewesen, man hätte es immer mit der Verantwortung in der Wissenschaft so gehalten.

Im oben genannten Beispiel ginge es dann darum, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter natürlich zeitnah über die Ergebnisse der Untersuchung zu informieren, die Kommunikationsflüsse zu verbessern, die Sensibilität zu erhöhen z.B. für Risiken, denen Bewohnerinnen und Bewohner in der stationären Altenhilfe insbesondere ausgesetzt sind und die aktuell besten Methoden zu vermitteln, Stürze und deren Folgen so weit wie möglich zu verhindern auch mit dem Ziel: Martha Hülchsnieder soll nicht stürzen! Natürlich muss und darf sich Wissenschaft auch darum bemühen, die einzusetzenden Methoden und Verfahren der Erkenntnisgewinnung zu optimieren – also Grundlagenforschung zu betreiben - auch wenn dies aus Sicht der Praxis mitunter so theoretisch daher kommt. Am Ende soll und wird auch sie davon profitieren.

Aber, ich möchte Ihnen hier kein naives Bild der Wissenschaften vermitteln, deren Möglichkeiten unbegrenzt erscheinen, die Wirklichkeit zu erfassen, zu beschreiben und womöglich deren Zukunft auch noch zu prognostizieren. Dazu leiden wir alle zurzeit zu sehr nicht nur unter dem langanhaltenden Winter und dem schlechten Wetter, sondern sind auch kollektiv verwundert, mithin geschädigt,

ob der fortgesetzten Fehlprognosen von technisch hoch gerüsteten Meteorologen. Machen wir uns nichts vor: Wettervorhersagen liegen schon nach drei Tagen um mehr als 50% daneben. Ganz zu schweigen von funktionierenden Modellen der auf uns zu kommenden Klimakatastrophe. Oder nehmen die schwere Finanz- und Wirtschaftskrise. Da werden weltweit Tausende von Ökonomen, die sich selbst zu den Mitgliedern der eher harten und damit an Fakten orientierten Wissenschaften zählen, beschäftigt und bezahlt; die Krise haben sie nicht vorhersagen können. Sie können sie momentan noch nicht einmal nachträglich trefflich erklären, weil ihnen die passenden Erklärungsmodelle fehlen. Der Chef des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung hat jüngst seine Zunft dazu aufgerufen „Einsicht in das eigene Unvermögen“ zu gewinnen (ZEIT 23.12.2008) und damit insbesondere die rasanten Fehleinschätzungen zu den Prognosen sämtlicher Institute, die fünf Wirtschaftsweisen eingeschlossen, in den Mittelpunkt der Kritik gesetzt. Auch die Soziologen haben nicht den Zusammenbruch der sozialistischen Staaten und der DDR vorhersagen können usf.

Und auch die Wissenschaftsgeschichte lehrt uns, dass alleine schon der Versuch, die Wissenschaft in zwei Lager einzuteilen, dem Erkenntnisinteresse am Menschen, am Leben und an der Welt nicht gerecht werden kann. Es war der Philosoph René Descartes im 17. Jahrhundert, der die sich bereits zuvor abzeichnende Aufteilung in Geisteswissenschaften auf der einen Seite und den Naturwissenschaften auf der anderen Seite beschwor. Während sich die Geisteswissenschaften vornehmlich um das Wissen, den Geist und den Glauben kümmern sollten, sollten die Naturwissenschaften in Ruhe die Maschinenmodelle von Mensch und Welt und die Naturgesetze untersuchen und durchdringen. Noch im 19. Jahrhundert hatte der Pädagoge und Geisteswissenschaftler Wilhelm Dilthey hingegen selbstbewusst verkündet, den Naturwissenschaften ginge es nur um das Erklären der Welt, die Geisteswissenschaften aber wollen sie verstehen!

Die Aufteilung der Wissenschaften in zwei Lager ist bereits in den 20er Jahren des letzten Jahrhunderts fundamental in Frage gestellt worden und hat dagegen etliche namhafte Philosophen hervorgebracht, die ursprünglich Physiker und Naturforscher waren. Und das kam so: Auf der Suche nach dem kleinsten Teilchen, mittels dessen Materie und damit den Grundstoff für alles Materielle in der Welt erklärt werden sollte, stießen die Physiker auf ein Atommodell mit Elektronen und Protonen und Neutronen und Quanten und die Erkenntnis, dass wesentliche Anteile in diesem Modell eher Energiezustände als fassbare Materie seien. Die Naturforscher hatten also Energie, etwas höchst Unmaterielles, als Grundstoff ausgemacht und das hat nicht nur sie, sondern auch die Welt erschüttert, insbesondere aufgrund der folgenden Entwicklungen rund um die zumeist problematischen Produkte der Kernspaltung.

In den Wissenschaften selbst hat dies den Kritischen Rationalismus befördert, der fortan das Prinzip der Falsifizierbarkeit – also der Widerlegung als vorrangige Strategie - hervorgebracht hat, d.h. wissenschaftliches Wissen soll nur so lange gültig sein, wie es nicht gelungen ist, es zu widerlegen. Man kann dies wohl treffend als einen systematischen Skeptizismus beschreiben und von einer zunehmend kürzer werdenden Halbwertszeit des Wissens ausgehen.

Was lernen wir nun daraus: Der Mensch, das Leben und die Welt sind so kompliziert, dass sie nicht mit einfachen Vorstellungen oder Wissenschaftsmodellen erklärt und verstanden werden können. Der schwedische Schriftsteller Jostein Gaarder hat diese Thematik in seinem wunderbaren Buch „Sofies Welt“ einmal sehr ansprechend auf folgenden sinnigen Punkt gebracht: Wäre unser Gehirn so einfach gebaut, dass wir seinen Bauplan verstehen könnten, wäre wir vermutlich zu dumm, ihn zu begreifen!

Meine sehr geehrte Damen und Herren, auch wenn sich der Eindruck breit gemacht haben könnte, dass ich gerade mein eigenes Fundament der Wissenschaft, auf dem ich stehe, einreiße, so ist das mitnichten so. Mir geht es beim Einsatz der Wissenschaft im Erkennen der Pflegewelt immer um die Möglichkeiten, aber auch die Grenzen dessen, was man wissen und daraufhin auch tun kann. Beides ist gleichermaßen wichtig, alles andere wäre naiv und sogar gefährlich.

Noch ein weiterer Gedanke sei an diesem Tage erlaubt. Wenn vom Erkennen und Verändern der Wirklichkeit zu sprechen ist, kommen wir an dem großen Philosophen Immanuel Kant nicht vorbei. Er hat nach langen Jahren des Studiums der bis dato vorhandenen und überlieferten vorrangig philosophischen Schriften vier zentrale Fragen gestellt, die er zu beantworten suchte und die uns hier weiterhelfen. Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Was ist der Mensch? Damit hat er Grundlagen geschaffen, die heute noch in der Erkenntnistheorie, der Ethik, der Religionsphilosophie und der Anthropologie nachwirken und uns helfen zu verstehen, wie und warum wir die Welt verändern und erfinden müssen, immer aufs Neue!

Wir haben als Christen einen gewissen Vorteil beim Beantworten der Kantschen Fragen etwa Atheisten gegenüber. Wir wissen, dass nicht vernunftmäßig zu handeln dem Wesen Gottes zu wider ist (Papst Benedikt, Regensburger Rede 2006). Die christliche Ethik weist uns Wege zum Handeln, die auch im modernen Gesundheitswesen äußerst hilfreich und dringend geboten sind und Orientierung bieten. In der Arbeit und Begegnung mit Pflegebedürftigen und ihren Angehörigen spielen die Würde und der Respekt, die man Menschen bis über den letzten Atemzug hinaus entgegenbringt, eine herausragende Rolle.

Und was ist nun der Mensch? Für Christen ist der Mensch von Gott beseelt, mehr noch er ist Seele geworden, wie wir aus der Schöpfungsgeschichte erfahren! Das macht ihn so einzigartig und wertvoll, jeden einzelnen!

Und das ist auch der Grund, warum wir auf bei aller Begrenztheit der Wissenschaften im Allgemeinen und der Pflegewissenschaft im Besonderen nicht auf sie verzichten können und dürfen und noch viel mehr davon brauchen. Weil es bei Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Tod um existenzielle Fragen des beseelten Menschen geht, können wir auf die höchste Wissensform die wir haben, hier auf keinen Fall verzichten. Es geht um nicht weniger als Erkennen und Verstehen, und es geht um Handeln und das im Sinne eines umfassenden Heilens.

Kommen wir zur Politik: Otto von Bismarck soll gesagt haben: „ Die Politik ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren sich einbilden, sondern eine Kunst. ...Politik ist die Kunst des Möglichen“. Der tschechische Schriftsteller und spätere Präsident Vaclav Havel hat noch eins drauf gesetzt. Ihm zufolge ist die Politik sogar die Kunst des Unmöglichen. Es sei wie es sei. Die Politik macht die Sache mit dem systematischen Skeptizismus der Wissenschaft in Sachen Kosmos der Pflege nicht gerade einfacher. Vielleicht hilft die Pragmatik weiter und wir stützen uns darauf, dass Politik das Handlungsfeld ist, in dem es darum geht für Überzeugungen Mehrheiten zu organisieren oder noch einfacher, mit politisch legitimen Mitteln Überzeugungen durchzusetzen.

Aber auch hier gerade im Gesundheits- und Pflegewesen hilft kein naives Bild von Politik. Das ist ein Kampf mit harten Bandagen. Es gibt mächtige Akteure und Interessensverbände und weniger mächtige. Es geht dabei um grundsätzliche Ideologien, leider viel zu oft um Geld und Macht und es geht dabei mitunter zu wenig um die Patienten, die Alten, die Pflegebedürftigen und die Pflegenden. Gesundheitspolitik kann so irrational sein, dass aus mehr weniger wird: Bei der Umverteilung der in Brutto gestiegenen Ärzthonorare sind offensichtlich fast alle zu kurz gekommen. Die Systeme – nehmen wir den reformierten Finanzausgleich zwischen den Kassen – die Systeme sind so kompliziert geworden, dass sie kaum noch einer gänzlich versteht und sie lassen sich nur noch schwerlich steuern. Das erklärt sicherlich auch, dass wir uns inzwischen an eine chronische Gesundheitsreformpolitik gewöhnt haben. Und Pflegepolitik ist wieder etwas anders. Die Versorgungslandschaft ist hier nicht so strikt durchorganisiert mit Kassenärztlichen Vereinigungen und Krankenkassen als Vertragspartner wie dies in der Gesundheitspolitik der Fall ist. An der Versorgung von Pflegebedürftigen sind mehr Akteure mit weniger eindeutigen Rollen beteiligt. Auch die Finanzierung läuft anders. Das birgt Risiken, bringt aber auch Chancen.

Abschließend will ich insbesondere die Chancen an zwei Beispiel verdeutlichen. Wir erstellen zurzeit eine Expertise für das rheinland-pfälzische Gesundheitsministerium mit dem Titel „Innovationen für Pflege und Betreuung im Wohnquartier“. Wir gehen dabei davon aus, dass es noch erhebliche Potenziale gibt, vorhandene und neu zu schaffende Netzwerke wohnortnah zu stärken, so dass ältere und hochbetagte Menschen so lange, wie es möglich ist, in ihren eigenen vier Wänden bleiben können. Dazu machen wir Vorschläge zur Öffnung der stationären Altenhilfe, zur Stärkung des bürgerschaftlichen Engagements und zur Innovation zugehender Beratung und Unterstützung u.a.m. Wir werden zukünftig aber auch nicht auf die stationäre Versorgung verzichten können. Insgesamt plädieren wir nach internationalem Vorbild für eine Stärkung der Rolle der Kommunen bei der Moderation, Entwicklung und Steuerung neuer Pflegelandschaften. Hier zeigt sich, wie Politik auf Pflege und ihre Wissenschaft angewiesen ist und wie im Nachgang die Wissenschaft auf die Umsetzungspower der Politik angewiesen sein wird. In Vallendar qualifizieren wir übrigens das entsprechende Personal für die Herausforderungen z.B. in den Kommunen!

Ein zweites Beispiel: Wir haben 2007 das Pflege-Thermometer mit dem Thema „Personalkapazität und Patientensicherheit im Krankenhaus“ veröffentlicht und eine sehr große Resonanz in der Fachöffentlichkeit, aber auch in den allgemeinen Medien daraufhin erlebt. Warum war die Resonanz so groß? Wir haben mit dieser Untersuchung den Bereich der Nabelschau in der Pflege deutlich verlassen. In den vorangegangenen Untersuchungen haben wir uns überwiegend auf der Seite des Personals bewegt und beispielsweise die zum Teil angespannten Situationen in der stationären Altenpflege beschrieben. Jetzt haben wir die Patientenseite hinzugenommen. Wir haben uns gefragt, was hat eine bestimmte Kapazität von Pflegepersonal mit der Versorgungsqualität zu tun. Wie lassen sich Zusammenhänge nachweisen? Erstmals haben wir die Zahl von rund 50.000 Vollzeitstellen belegt, die innerhalb des Zeitraums 1995 bis 2005 in den Krankenhäusern deutlich überproportional abgebaut worden sind (Rheinland-Pfalz stellt in den letzten Jahren eine rühmliche Ausnahme dar, da kein Pflegepersonal in den Hospitälern mehr abgebaut worden ist). Wir haben also einen rasanten Personalabbau der Pflege in den Krankenhäusern festgestellt – mithin ein Exodus der Pflege - und zugleich dessen Auswirkungen auf die Sicherheit von Patienten in deutschen Krankenhäusern aufgezeigt.

Das war eine der Grundlagen für die große Unterschriftenaktion und der Massenprotest in Berlin organisiert durch die Pflegeverbände unter Führung des Deutschen Pflegerates zusammen mit ver.di. Die Bundesgesundheitsministerin hat bekanntlich daraufhin ein Pflegeprogramm angekündigt 17.000 Pflegekräfte zusätzlich einzustellen.

Dies sind Beispiele, die uns ermutigen sollen und können. Wenn es um die Fragen geht, was in Sachen Pflege die Wissenschaft und die Politik zusammenführt, dann ist das bei aller Begrenztheit des Wissens und bei aller Irrationalität des politischen Geschäfts die Sorge um den Menschen, den kranken, alten, pflege- und hilfsbedürftigen Menschen und seine Angehörigen.

Der Katholische Berufsverband für Pflegeberufe hat seit nunmehr 50 Jahren aktiv Anteil an diesen Gestaltungsfragen und bringt eine besondere Perspektive aus christlichem Grundverständnis ein. Dies ist, davon bin ich überzeugt, eine zukunftssträchtige Position, denn wir brauchen in Zukunft mehr denn je Orientierung und Halt, um im Wirrwarr sozialer Wirklichkeiten den Überblick nicht zu verlieren. Da ist es immer gut, wenn pflegewissenschaftliche Erkenntnisse praktikable Grundlagen, Methoden, Verfahren und Instrumente beisteuern. Ob der Katholischer Berufsverband weitere 50 Jahre existiert, oder zukünftig in anderem Gewand, als christlicher Pflegeverband oder vielleicht als wichtiger Teil eines integrierten, einheitlichen und mitgliederstarken Pflegeverbandes in Deutschland arbeiten wird, um den mächtigen Akteuren im Gesundheitswesen ein gleichgewichtiger Partner zu sein; ich bin mir sicher, dass wir gerade in der Pflege und der Pflegepolitik als Christen fundamentale und unverzichtbare Beiträge leisten können und werden. Darauf baue ich, und dafür wünsche ich Ihrem Verband und unseren gemeinsamen Anliegen von Herzen alles Gute!

Vielen Dank fürs geduldige Zuhören!